

Anmerkungen zum Konflikt zwischen Forstwirtschaft und Naturschutz

Der wahre Wald

Pia Mayer-Gampe

Ausgerechnet in jenem Jahr, da die deutsche Forstwirtschaft den 300. Geburtstag der Nachhaltigkeit feiert, sieht sie sich in der Frage der Stilllegung von Wäldern in eine Diskussion verwickelt, die ihr das rechte Verständnis der Idee abspricht. Die Nachhaltigkeit von Holzmasse und Energiegewinnung sei vielleicht gewahrt, nicht aber die Nachhaltigkeit der Biodiversität, also der biologischen Information. Nun sollen 10 % der öffentlichen Wälder laut Biodiversitätsstrategie der Bundesregierung stillgelegt und der Holznutzung entzogen werden. In einem Land, dessen Wälder seit Jahrhunderten vom Menschen geprägt sind, werden Urwälder gefordert, um die Artenvielfalt zu sichern und dem Menschen mit reiner Natur bzw. Wildnis neben der Zivilisation den notwendigen seelischen Ausgleich zu gewähren.

In weiten Teilen der Forstwirtschaft und insbesondere in Bayern stößt die Stilllegungsstrategie aus verschiedenen Gründen auf Unverständnis. Einmal geht es schlicht um Macht- und Kompetenzverteilung, dann um das nicht ganz unberechtigte Gefühl, dass Leistungen der Forstwirtschaft für den Naturschutz weder wahrgenommen noch finanziell gewürdigt werden. Doch unterliegen der Auseinandersetzung auch grundsätzlich unterschiedliche Auffassungen. Wie weit die Argumentationslinien der Akteure auseinanderliegen, lässt sich erkennen, wenn die einen jeder Holznutzung „Profitgier“ unterstellen, und die anderen ihren Gegnern „Irrationalität“ bescheinigen und damit eine sinnvolle Kommunikation im Grunde ausschließen.

Das Wort „Irrationalität“ jedoch ist eine Art Weiserpflanze, die ein interessantes Feld anzeigt: Welche Sichtweisen prallen aufeinander, welche Missionare stehen sich im Dschungel menschlicher Erkenntnis mit ihren widersprüchlichen Offenbarungen gegenüber?

Dr. P. Mayer-Gampe hat in München Forstwissenschaft studiert, ist als Schriftstellerin tätig und betreibt ein Gaststudium der Ethnologie.



Pia Mayer-Gampe
Dres.Gampe@t-online.de

Die Trennung des Untrennbaren, Kultur und Natur

Das, was da aufeinanderstößt, ist mit mythischen Systemen vergleichbar: Es ist das Verhältnis von Mensch zu Nicht-Mensch. „Identifikationsmodus“ hat der renommierte französische ETHNOLOGE PHILIPPE DESCOLA dies genannt und mit seinem jüngsten Buch „Jenseits von Kultur und Natur“ ein Werk vorgelegt, das ins Zentrum der jetzigen Auseinandersetzung trifft [1].

Die Unterscheidung von Kultur und Natur, so argumentiert er (im Gegensatz zu seinem Lehrer LÉVI-STRAUSS), ist eine Eigenart unserer europäischen Denkweise. Mögen wir auch unser Wort „Kultur“ aus der Antike herleiten, die Bedeutung, die es heute hat, als ein nur dem Menschen zugehöriges Konstrukt, das ihn von der Natur auf ewig unterscheidet, diese Bedeutung konnte es erst wesentlich später gewinnen.

Die Verdinglichung und Entseelung der Natur in der Philosophie von Sir FRANCIS BACON bis RENÉ DESCARTES war die Voraussetzung zur Entwicklung der Naturwissenschaften. Infolge dieser Geschichte hat der Mensch nun für unsere Begriffe zwar einen Körper, mit dem er an natürlichen Prozessen teilnimmt, aber einen Geist, dessen Hervorbringungen ihn von der Natur absetzen. Wenn also im Wald die Linie zwischen Kultur und Natur erneut sauber gezogen, der natürliche Wald von dem menschlich verunstalteten getrennt werden soll, dann sieht sich die Forstwirtschaft als naturwissenschaftlich fundierte Disziplin im Spiegel dieser „Irrationalität“

mit ihren eigenen geistesgeschichtlichen Voraussetzungen konfrontiert.

Die Trennung von menschlichem Geist und Natur (DESCOLA nennt sie paradoxerweise „Naturalismus“) ermöglichte es uns also, die Umgebung als Objekt zu manipulieren und hat uns in den Furor der Fortschrittsgläubigkeit und später in die Tiefen zivilisatorischer Verzweiflung gestürzt. Es kam zuerst die Zähmung der menschenfeindlichen Wildnis, um sich dann dialektisch zur Rettung der guten und harmonischen Natur vor dem Menschen zu verkehren.

Da sich die europäische Ontologie weltweit auch in den internationalen Gremien durchgesetzt hat, haben sich autochthone Völker wie z. B. die Aborigines immer wieder gegen die Ausweisung ihrer Siedlungsgebiete als „Wilderness“ gewehrt, da sie mit erheblichen Einschränkungen bis hin zur Umsiedlung rechnen mussten. Sie konnten allenfalls darauf hoffen, ins Management der Schutzgebiete eingebunden zu werden. Um hier die ontologische Trennung von Mensch und Natur aufrechtzuerhalten, greift man zur Hilfskonstruktion, der Mensch würde sich hier „im Einklang mit der Natur“ verhalten. Indes zeigen Forschungen in Südamerika, dass auch dünne Besiedlung durch Indigene, die jagen, sammeln und wandernde Gärten anlegen, die Ökosysteme beeinflussen.

Das Konzept der unberührten Wildnis ist (via internationale Gremien) wie ein Bumerang nach Europa zurückgekehrt und ausgerechnet im Spessart niedergegangen, wo Urwaldrelikarten auf jenen alten Eichen siedeln, die ihr Vorkommen dem Einfluss des Menschen verdanken.

Die Verwirrung ist augenfällig. Die Eiche soll laut des Eckpunktepapiers von Greenpeace zur Laubwaldbewirtschaftung in Bayern [2] nun in den Nordspessart umgesiedelt werden, in der Hoffnung, die auf sie angewiesenen Arten würden die Wanderung nachvollziehen, damit die alten Buchen des Spessart die Chance erhalten, die wahre, vom Menschen unbeeinflusste Wildnis zu entfalten und den internationalen Ansprüchen an Schutzgebiete gerecht zu werden.

Während Ökosysteme, die sich offensichtlich durch Co-Evolution mit dem Men-

schen entwickelt haben, wie z. B. beweidete Magerrasen, als „Kulturlandschaft“ akzeptiert und deren Erhalt finanziell gefördert werden, gibt es keine gesellschaftliche Vorstellung von „Kulturwald“.

Der Wald entzieht sich dem Begriff der Kultur

In den europäischen Märgen erscheint der Wald als Raum ohne Gesetz, Uhrzeit und Geld, und dies ist der Raum, in dem sich der Mensch fern der Gesellschaft erholen möchte [3]. Der Förster, der in seine Struktur eingreift, ist tot, noch bevor er ernten kann, die Bäume überleben ihn und spotten seiner. Eine Vielzahl von Pflanzen und Tieren findet im Wald ihre Heimstatt und sie durchlaufen dort ihre Lebenszyklen in unabhängiger Weise. So erscheint dieses Ökosystem als immer schon gegeben und außer menschlicher Kontrolle. Und da der Wald wuchs, bevor der Mensch kam, wird er ohne den Menschen hoffentlich zu seiner ursprünglichen Form, zum Urwald also, zurückfinden, mit allenfalls einigen „invasiven Arten“ oder „Kulturfolgern“ als Relikte einer problematischen Vergangenheit.

Im Gutachten des Sachverständigenrats für Umweltfragen von 2012 [4] erscheint die Aufforderung, die Bewirtschaftung von Hute- und Niederwäldern wegen ihres Arteninventars weiterhin zu fördern, unvermittelt und exotisch inmitten des hohen Liedes auf das Ende aller Eingriffe.

Während Natur immer Natur bleibt, ob es sich nun um Vulkanausbrüche oder Borkenkäferkalamitäten handelt, ist der Eingriff des Menschen, zumindest wenn er ein kulturelles Artefakt wie eine Hose anhat, Unnatur.

Diese Unterscheidung festzuhalten verwendet man auch in wissenschaftlichen Artikeln, wie etwa „Dient Stilllegung von Wald auch wirklich dem Waldnaturschutz?“ [5], die Anführungszeichen: Der aus der Kybernetik stammende Begriff der „Störung“ eines Ökosystems, wird, wenn es sich um einen Sturmwurf im Naturwaldreservat handelt, in Anführungszeichen gesetzt, wenn es sich aber um Wurzelteiler im Wirtschaftswald handelt, ohne dieselben geschrieben. Dies impliziert, dass im ersten Fall niemand für die Veränderung zur Verantwortung gezogen werden kann, im zweiten Fall ein justiziables Wesen wahrhaftig ein System gestört und also Verantwortung, wenn nicht Schuld auf sich geladen hat.

Die Dichotomie von Kultur und Natur hat sich in unser gesamtes Denken dermaßen eingepreßt, dass es unmöglich ist, sie in Diskussionen zu vermeiden, und ebenso unmöglich, sie im Zusammenhang inter-

nationaler politischer Kategorien zu ignorieren.

Im Fall des Spessart müsste man also die Eichennachzucht, die bis ins 17. Jahrhundert zurückgeht, als „Weltkulturerbe“ bezeichnen und könnte damit ein entsprechendes Schutzgebiet vorschlagen. Dies würde der historischen Bedeutung des Gebietes Rechnung tragen und die Umsiedlung auf Eiche lebender Arten hinfällig machen. Es würde ferner die Spannungen zwischen Naturschutz und Forstwirtschaft verringern, da es die Tradition einer Kulturtechnik nicht zu etwas abwertet, was eine ursprüngliche Vollkommenheit ständig mehr oder weniger kaputtmacht, sondern als Interaktion in eigenständigen, co-evolutiven Ökosystemen wertet.

Eine solche Ausweisung als Weltkulturerbe gäbe es für die Forstwirtschaft keinesfalls zum Nulltarif. Es würde in der Frage von Verjüngungszielen und -zeiträumen, in der Frage der Erschließung, des Maschineneinsatzes, in der Taktik der Sicherung von Artenvielfalt usw. sicher eingehende Diskussionen und Zugeständnisse geben müssen. Es würde jedoch unauflösbare Widersprüche vermeiden helfen, die alle Beteiligten in sinnlose Konfrontationen treiben.

Die Zähmung des Unzähmbaren, das Paradox der Nachhaltigkeit

Mit diesem allgemein gehaltenen Vorschlag sind die angerissenen Fragen keineswegs vollständig beantwortet. Denn in den Diskussionen um die Ausgestaltung des Weltkulturerbes würde es zum Beispiel in der Frage der Mechanisierung der Waldarbeit gewiss zu Forderungen kommen, die der „Romantik“ bzw. „Irrationalität“ der Akteure zugeschrieben werden und sich daher der Diskussion entziehen.

Der Begriff der Romantik führt uns zu einer bestimmten Auffassung von Wirklichkeit und damit zu den weiteren, von DESCOLA definierten Identifikationsmodi. Sie unterscheiden sich je nachdem, wie die Kulturen das Innenleben und die äußere Erscheinung von Lebewesen auffassen:

- Unser „Naturalismus“ geht von gemeinsamen Körperlichkeiten, aber unterschiedenem Innenleben aus.
- Der „Animismus“ unterstellt allen Wesen ein vergleichbares Innenleben, trennt sie jedoch äußerlich durch verschiedene Körperlichkeiten.
- Der „Totemismus“ hält sowohl Körper wie Innenleben der jeweiligen Mitglieder eines Totems für verbunden und derselben Quelle entstammend.
- Hingegen begreift der „Analogismus“ Körper und Geist allenfalls als eine von vielen Polaritäten, die als abstrakte Faktoren zusammenwirken, um die Gestalten der Welt zu bilden.

Es sind Faktoren wie Ying und Yang, Himmel und Erde, die in Hierarchien oder zwischen Polen angeordnet sind, in jedem Wesen eine eigene Kombination eingehen, und deren Harmonie im Sinne der Ahnen gehütet werden muss.

• **Hier ist anzumerken:** Das Konzept einer Evolution bzw. eines Fortschritts von „primitiven“ zu „hochstehenden“ Kulturen ist in der Ethnologie aufgegeben worden. Wenn wir mit Andersartigem konfrontiert werden, ist es zunächst genau nur dies, nämlich „anders“ (wobei das „Andere“ auch erst durch unsere Definition entsteht). Wenn also von Animismus, Totemismus und Analogismus die Rede ist, so handelt es sich keineswegs um „archaische“ Formen der Ordnung von Wirklichkeit, sondern um andere, ebenfalls erprobte Sichtweisen auf die Welt, die obendrein nirgends in Reinkultur vorhanden sind. In unserer Gesellschaft sind mit Astrologie und Homöopathie Elemente des z. B. in China ansässigen Analogismus beheimatet, der Totemismus scheint in den Wappentieren ein rudimentäres Dasein zu fristen, und unser Verhältnis zu nichtmenschlichen Wesen ist in vieler Weise animistisch geprägt. „Schläft ein Lied in allen Dingen“, dieses Gedicht des Romantikers EICHENDORFF trifft eine animistische Aussage, dass nämlich Dinge und Wesen ein Innenleben haben, mit dem wir in Kontakt treten können.

Der Mensch hat also die Fähigkeit, verschiedene Ontologien aufzurufen bzw. einzusetzen; ein Mensch, der dies nicht könnte, wäre entweder ein langweiliger oder ein schwieriger Zeitgenosse – oder beides. Auch in der aktuellen Auseinandersetzung führen beide Seiten, die Forstwirtschaft und der Naturschutz, mehr als nur eine Sichtweise ins Feld.

Der Animismus schreibt in seiner deutlichsten Ausprägung anderen Lebewesen nicht nur Seele, sondern sogar eine eigene Kultur zu.

• Zum Beispiel haben in den Augen der Makuna auch Jaguare Dörfer und Rituale. Dies ist keineswegs eine kindliche Vorstellung, sondern wird erkenntnistheoretisch durch einen radikalen Konstruktivismus abgesichert, gegen den unsere Weltansicht ziemlich simpel erscheint. Damit eröffnet sich dem Animisten der Vorteil, dass er mit seiner nichtmenschlichen Umgebung in soziale Beziehung treten kann, seien es Allianzen, Tauschbeziehungen oder Feindseligkeiten. Spezialist für die Ausgestaltung dieser Beziehung kann ein Schamane sein, der mit dem Geist der Tiere in Kontakt tritt oder mit einem „Herrn des Waldes“, dessen Haustiere sie sind, und mit diesem Verhandlungen etwa über die Ergebnisse der Jagd führt. Bei diesen Verhandlungen werden keine Opfer verlangt oder erbracht, es handelt sich vielmehr um Beziehungen in verwandtschaftlichem Kontext, den Tausch von Seelen oder Geschenken, den erotischen Besuch von Tierfrauen in Träumen etc.

Wir haben hier also ein Gegenüber, mit dem kommuniziert werden kann. Wir kommunizieren nicht nur mit unseren Haustie-

ren, wir schreien sogar unsere Computer an. Und wer kennt nicht den Ausspruch alter Förster, die sagen, sie gingen lieber in den Wald als in die Kirche, weil sie da eher in Kontakt mit Gott wären?

Das Element der Kommunikation mit dem autonomen Gegenüber finden wir im forstwirtschaftlichen Konzept des Prozessschutzes, bei dem „Lernflächen“, unbewirtschaftete Waldbestände, dem Forstmenschen auch ohne wissenschaftliche Analyse die Inspiration für die der Natur entsprechende Waldbehandlung gewähren sollen. In der Forstwirtschaft ist das „Gesetz des Örtlichen“ ein Begriff:

- **Es besagt**, dass allgemeine wissenschaftliche Erkenntnisse keine schematischen Handlungsanweisungen liefern können und dass es durchaus auf die Intuition des Wirtschaftenden ankommt.

Die großen Waldbaulehrer waren für ihre Einfühlung bekannt und keineswegs nur für ihre Statistiken. In der laufenden Auseinandersetzung wurde die Rolle des speziell mit dem Wald kommunikationsfähigen Schamanen vom ehemaligen Leiter des Stadtwaldes Lübeck und Exponenten des Prozessschutzes, LUTZ FÄHSE, als graubärtigem Waldweisen öffentlichkeitswirksam besetzt. Dass er die Rolle monopolisierte, indem er in einem Artikel der SZ behauptete, an den Hochschulen werde gelehrt, die Natur sei dumm, führte zu einem empörten Aufschrei der entsprechenden Fakultäten. Natürlich haben auch FÄHSE, sowie sein Nachfolger KNUT STURM wissenschaftliche Analysen der Prozessschutzwirtschaft geliefert, deren Wert hier nicht beurteilt werden soll. Es geht allein um die ontologischen Quellen, aus denen sich in der öffentlichen Auseinandersetzung Symbolik und Überzeugungskraft speisen.

Gehen wir animistisch davon aus, dass wir als Menschen in sozialer Beziehung bzw. im Dialog mit der natürlichen Welt stehen, so könnte ein Naturalist dies soweit nachvollziehen, dass wir in Aktion und Reaktion mit unseren Ökosystemen verbunden sind, wir auf sie wirken und sie auf uns. Konstatieren wir weiterhin, dass diese zunehmend von den Eingriffen des Menschen geprägt werden, ist der Wunsch nach einer „unzivilisierten Natur“ nur allzu verständlich. Denn die entgegengesetzte Vision ist klaustrophobisch: Unser natürliches Gegenüber, Mutter Erde sozusagen, ist keine anregende Gesprächspartnerin mehr, sondern plappert nur nach, was ihr der Mensch vorsagt. Der Endpunkt ist eine geschlossene Welt, die wir als deren vereinsamte Schöpfer, umgeben von willfähigen Sklaven, paranoid und despotisch bewohnen.

• **Das Symbol** für diese Situation ist die Maschine. Die Maschine ist ein Geschöpf, das ausschließlich durch den und wegen des Menschen existiert. Ihre Spuren im Wald lösen daher ein elementares Unbehagen aus, erscheinen als Einvernahme des Ungezähmten in eine mechanisierte Welt. Genau dieses Unbehagen spricht der Begriff des „Industriewaldes“ an, den Greenpeace in die Diskussion warf. Die Definition dieses Begriffs ist per se völlig bedeutungslos, weil es symbolsprachlich weniger interessiert, welche Baum- oder Vogelarten sich auf einer gegebenen Fläche befinden, sondern hauptsächlich der Eindruck entscheidet, ob sie von menschlicher Planung (Baumreihen etwa) und Maschinen geprägt ist oder nicht.

Hier haben Forstwirtschaft und Naturschutz gleichermaßen ein psychologisch-ästhetisches Problem. Die Abstände der Rückegassen für Harvester auf 20 m zu verringern, hat in der öffentlichen Wahrnehmung Konsequenzen, da helfen alle Beteuerung nichts, die Rückegassen seien bodenschonend mit Reisigmatten ausgestattet. Besonders die Schneisen von plattgewalztem Reisig erzeugen den Eindruck maschineller Gewalt. Es wäre wenigstens anzudenken, die Matten nach dem Einsatz zurückzubauen, eine Maßnahme, die auch der Nährstoffverteilung im Bestand zugute käme. LUTZ FÄHSE hat dieses Problem vermieden, indem er von Maschinen spricht, die an den Wald angepasst seien und nicht umgekehrt, und selbst diese Maschinen tauchen nicht auf der Lübecker Website auf, sondern ein Holzrückepferd.

Der Reaktion, da sehe man, wie irrational das alles sei, kann nur entgegengehalten werden, dass es irrational ist, nicht auf elementare anthropologische Gegebenheiten zu reagieren und sich dann zu wundern, wenn man politischen Rückhalt verliert.

Umgekehrt tut sich die Wildnis-Fraktion hart mit der optischen Kritik an Wäldern, die nicht mit der Methode des Prozessschutzes, sondern auf klassisch-naturgemäße Weise bewirtschaftet wurden:

- **Die Vielschichtigkeit** und Mischung der Bestände, die mächtigen Stämme der herausgepflegten Werthölzer sind von solch ästhetischer Wucht, dass die Information, hier gäbe es nicht genug Totholz und Bruthöhlen, wie ziemlich kleinkariertes Gekrittelt erscheint.

In dem Fall muss sich die Kamera des Anklägers notgedrungen auf den einzelnen Baumstumpf richten und greift damit nolens volens Holznutzung überhaupt als Frevel an.

Es gibt keinen Schutzgeist, der das Fällen des Baumes gestattet hätte, kein Zeichen der Übereinkunft, des Austausches oder der Dankbarkeit. In dieses Vakuum tritt die Schuld, die Störung einer von Urzeiten überkommenen Harmonie durch einen Aulseiter. Denn die animistische Haltung

des Europäers ist gleichzeitig geprägt von der dem Naturalismus geschuldeten Wertung, die zwischen „reiner“, menschenleerer und „unreiner“ Natur unterscheidet, eine Haltung, die animistischen Völkern fremd ist. In der Tat hätten viele von uns mit Animisten ziemliche ethische Schwierigkeiten. Etwa die Ermahnung, man dürfe keine Wale jagen, weil sie intelligente Wesen mit Bewusstsein sind, stieße bei einem animistischen Inuit auf die verständnislose Entgegnung: „Aber das wissen wir doch. Wir sind alle Wesen mit Bewusstsein und essen uns gegenseitig.“

Das Konzept der Nachhaltigkeit

Es gibt jedoch auch bei uns eine Rechtfertigung für den Tod des alten Baumes: Es ist das Konzept der Nachhaltigkeit. Die Forstleute hüten den Wald und entscheiden, wie viel Holz man der Gesellschaft zugestehen kann, ohne seine Existenz zu gefährden. Mit der planvollen, nachhaltigen Waldwirtschaft hat eine Art Domestikation des Waldes stattgefunden und es lohnt sich ein Blick auf den kulturellen Vorgang und die symbolischen Verschiebungen, die bei einer solchen Domestikation stattfinden. DESCOLA liefert dazu ein prägnantes Beispiel:

- **Die Beziehung** zwischen Mensch und Karibu bzw. dem Rentier. Von manchen Stämmen ausschließlich als Wildtier gejagt, wird es von anderen nur saisonweise behirtet, von anderen grundsätzlich als Herde gehalten. Die ostsibirischen Tschuktschen praktizieren beide Beziehungen. Für die wilden Rene gibt es einen Geist namens Pičvu čin, bei dem sich die Tschuktschen mit Tabak, Zucker, Mehl und Flitter für die Jagdbeute revanchieren; die wilden Renbullen befruchten ihre Hausrene und im Gegenzug schlafen die Männer im Traum mit den Töchtern des Herrn der Rene. Insgesamt wird also ein soziales Beziehungsgeflecht unterhalten. Die Hausrene jedoch sind abhängig von einem anderen Wesen, das zur Klasse von weit abstrakteren Entitäten gehört, den va'rglt, die mit den Himmelsrichtungen verbunden sind, unpersönliche und lokalisierte Manifestationen der kosmischen Lebenskraft, denen das Blut der geopferten Hausrene zur Regeneration und Zirkulation des Lebensstromes zukommt, jenes Blut, mit dem die Tschuktschen auch ihre eigenen Gesichter bemalen, um dem Ren-Wesen zu ähneln. Der Mensch trägt demnach die Maske des Schutzgeistes, die Beziehung muss unpersönliche Polaritäten und Faktoren berücksichtigen und ausgleichen – und diese eher analogistische Haltung macht den Eindruck einer Annäherung an unser „wissenschaftliches“ Verständnis.

Die Etablierung einer nachhaltigen Waldwirtschaft ist ein ähnlicher Vorgang. Die unermessliche Fülle einer autonomen Natur, eines unabhängigen Gegenüber, mit dem man um sein Auskommen verhandelt, ist eingebrochen, der Mensch zieht die



Maske des Schutzgeistes an. Er kümmert sich um die Zirkulation des Lebensstromes von Nährstoffen und Verjüngung, errichtet Hierarchien der Entscheidung und achtet das Vermächtnis seiner forstlichen Ahnen. Doch die Sache ist zwiespältig.

1. ist damit ein Verlust verbunden, der Verlust eben jenes sozialen Gegenübers und seiner Autonomie,
2. bleibt diese Autonomie als Potenzial vorhanden, denn der Wald wächst ja auch ohne den Förster und
3. empfindet der Mensch eben deswegen den Wald immer noch als einen Hort der Freiheit, des Raumes außerhalb der Gesellschaft ohne Gesetz, Uhrzeit und Geld.

So erweist sich die Erfindung der forstlichen Nachhaltigkeit, die Strukturen und Konzepte einer gesellschaftlich geordneten Waldnutzung, als Paradox, als Zähmung des Unzähmbaren.

Der Ausdruck „Anweisung zur wilden Baumzucht“, im Titel des Werkes von HANS CARL VON CARLOWITZ, dem Gründungsdokument forstlicher Nachhaltigkeit, bringt das Paradox auf den Punkt. Denn wie kann etwas Gezüchtetes wild sein?

Die Idee des Prozessschutzes versucht, diesen Widerspruch zu heilen, indem das Unzählbare, der unberührte, wilde Wald als Quelle der reinen Natur in das gesamte Konzept integriert wird. Das Problem, das sich dabei auftut, ist in der Ethnologie wohlbekannt: Wie kann man mit einem „unverfälschten Naturvolk“ Kontakt aufnehmen, wenn schon die Kommunikation an sich eine Veränderung darstellt und die Analyse desselben letztendlich unser eigenes kulturelles Konstrukt ist? Im Prinzip ist dies die Idee der jungfräulichen Mutter, ein mythisches, auch in unserer Kultur bekanntes Konzept, das den Widerspruch jedoch nur ausdrücken, niemals auflösen kann.

Macht, Herrschaft und Schuld

Betrachten wir die Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Staatsforsten und Greenpeace, wird klar, dass sich beide Organisationen der Symbolik der unterschiedlichen Ontologien bedienen, um Machtansprüche bzw. Deutungshoheit zu sichern oder durchzusetzen:

➤ **Aufschlussreich ist ein Sonderheft „Der Spessart“** des Magazins der Bayerischen Staatsforsten [6]. Die Titelseite schmückt ein besonders knuffiger Förster, stämmig, bärtig und zerkrantscht behutet, so sitzt er auf einem bemoosten Holztisch, seine beiden Hunde still und wachsam neben ihm. Seine Augen sind in die Baumwipfel gerichtet – jedoch kein Blick der Demut. Seinen rechten Fuß hat er auf die Holzbank gesetzt in einer subtilen Geste der Herrschaft. Wir sehen den Schutzgeist in

seinem Reich. Das Heft enthält Artikel über die Kulturgeschichte des Spessart, illustriert mit Bildern von Schlössern und Ruinen, er beruft sich also auf die Ahnen, die in dieser Landschaft lebten und wirkten. Zuletzt wird im Artikel „Die Eiche, ein Selbstportrait“ ein animistischer Ansatz versucht. Die Baumart erzählt über sich. In der Darstellung des mächtigen Baumes als lichtbedürftigen Sensiblen entsteht ein wild-domestiziertes Doppelwesen.

Wir können konstatieren, dass die BaySF mehr als nur den Naturalismus bemüht, um ihre Position darzustellen und zu sichern. Sie setzt ebenso analogistische und animistische Elemente ein. Es gelingt ihr jedoch nicht, die Maske des Schutzgeistes abzustreifen, denn sie ist gleichzeitig die Rechtfertigung der Herrschaft. Was daher der Öffentlichkeitsarbeit der BaySF nicht zur Verfügung steht, ist der Dank an ein autonomes Wesen. Der Wald ist Erbe der Ahnen, Produkt des eigenen Könnens, ist das zu verwaltende Kleinod. Er ist nicht das dämmerige Geheimnis, der Geist im Baum, das Rascheln des Unbekannten, das man in der Hoffnung auf Antwort ruft.

➤ **Auch Greenpeace setzt ontologisch nicht nur auf eine Karte.** Da die Nutzung alter Wälder verhindert werden soll, werden diese zunächst kartiert. Die Kartierung geschieht mit technischem Gerät und wissenschaftlichem Anspruch. Luftbilder zeigen Schirmschläge und Rückegassen. Argumentiert wird mit der Biodiversitätsstrategie und der CO₂-Retention [7, 8].

Die Spuren der Maschinen, der Begriff des „Industriewaldes“ tun ein Übriges: Nutzung wird mit Zerstörung gleichgesetzt. Etwas schwieriger wird das Unterfangen, wenn etwa Buche bei der Eichenüberführung oder im Femelschlag verjüngt wird. Hier muss die Kamera dicht entweder an eine gepflanzte Douglasie (die Invasorin aus dem Industriewald) oder an den Baumstumpf der gefällten Buche heran. Kein Mal beweist das Einverständnis eines Waldgeistes, kein Symbol sein Wohlwollen, es ist ein Raub. Deutlicher noch ist der gefällte Baum mit einem Spechtloch, denn das Spechtloch ist ein wunderbares animistisches Symbol für das natürliche Gegenüber, das ebenso wie wir eine Art Wohn-Kultur besitzt und sein Anrecht auf Behausung kundtut.

„Gestörte Harmonie“ titelt ein Blogbeitrag auf der Website von Greenpeace [9]. Der Beitrag schildert die Schönheit und den Reichtum des Waldes, die Störung der Harmonie besteht im Geräusch der Motorsägen. Hier erscheint wieder die speziell naturalistische Erbschaft, denn die Harmonie liegt allein in der vom Menschen ungestörten Natur.

Wir sehen wieder zwei Ontologien: Animismus und Naturalismus, wobei der letztere eben nicht nur die juristischen und wissenschaftlichen Werkzeuge, sondern zugleich auch das tief verwurzelte Gefühl der Schuldhaftigkeit menschlicher Eingriffe beisteuert.

Nun ist die Wahrnehmung und die Verwaltung von Schuld ein wichtiger gesellschaftlicher Machtfaktor, besonders dann, wenn sie quantifiziert und übertragbar ist [10]. Die Schuld der Forstwirtschaft beweist jeder Baumstumpf. Die Quantifizierung dieser Schuld in Form der 5 % stillzulegenden Fläche hat die Bundesregierung vorgenommen. Die allgemeine Übertragbarkeit auf jeden Bürger, der berechtigt sei, diese Schuld einzufordern, hat Greenpeace postuliert und sich bemüht, die mächtige Rolle des moralischen Schuldeneintreibers zu besetzen.

Diese geschickte Positionierung kann langfristige Folgen für die Wahrnehmung von Forstwirtschaft und damit noch langfristige für das Selbstverständnis der Forstleute haben. Dürfen sie sich als Indigene Europas verstehen, die sich bemühen, „im Einklang mit der Natur“ zu wirtschaften? Oder werden sie in Zukunft als Urwaldstörer ohne Anführungszeichen erscheinen?

In diese moralische Unsicherheit tritt die Zertifizierung, ohne sie notwendigerweise zu beenden. Wird sie als eine Schamanenprüfung empfunden oder als Absolution für die unentrinnbaren Erbsünden des Menschen? In jedem Fall ergeben sich wieder eigene Geflechte von Macht, die zu beobachten eine interessante Aufgabe sein wird.

Literaturhinweise:

- [1] DESCOLA, P. (2011): Jenseits von Kultur und Natur. Berlin, Suhrkamp. [2] GREENPEACE (2012): Eckpunktepapier. Zehnjahrespläne für die bayerischen Laubwälder. Hamburg. [3] MAYER-GAMPE, P. (1999): Der Wald als Symbol in Märchen und Mythen. Dissertation, Technische Universität München. [4] SACHVERSTÄNDIGENRAT FÜR UMWELTFRAGEN (2012): Umweltgutachten 2012. Kap. 6: Umweltgerechte Waldnutzung. http://www.umweltrat.de/SharedDocs/Downloads/DE/01_Umweltgutachten/2012_Umweltgutachten_2012_KFE.html (abgerufen 8.9.2013). [5] BALCAR, P. (2013): Dient Stilllegung von Wald auch wirklich dem Waldnaturschutz? AFZ-DerWald; Nr. 12, S. 23-25. [6] Bayerische Staatsforsten (2012): Der Spessart. Magazin der BaySF, Dezember 2012. [7] GREENPEACE (2012): Die Industrialisierung alter Buchenlaubwälder im Auftrag des BaySF-Vorstandsvorsitzenden geht weiter. Hamburg. [8] GREENPEACE. (2011/2012): Potenzial und Gefährdung der Urwälder von morgen. Hamburg. [9] GREENPEACE (2012): Gestörte Harmonie. www.blog.greenpeace.de/blog/2012/10/25/waldcamp-gestorte-harmonie.html (abgerufen 8.9.2013). [10] GRAEBER, D. (2011): Schulden: Die ersten 5000 Jahre. Stuttgart, Clett-Cotta-Verlag.